

Gespenster

Autor(en): **Erman, Eva**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **25 (1921-1922)**

Heft 3

PDF erstellt am: **20.03.2021**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-664206>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

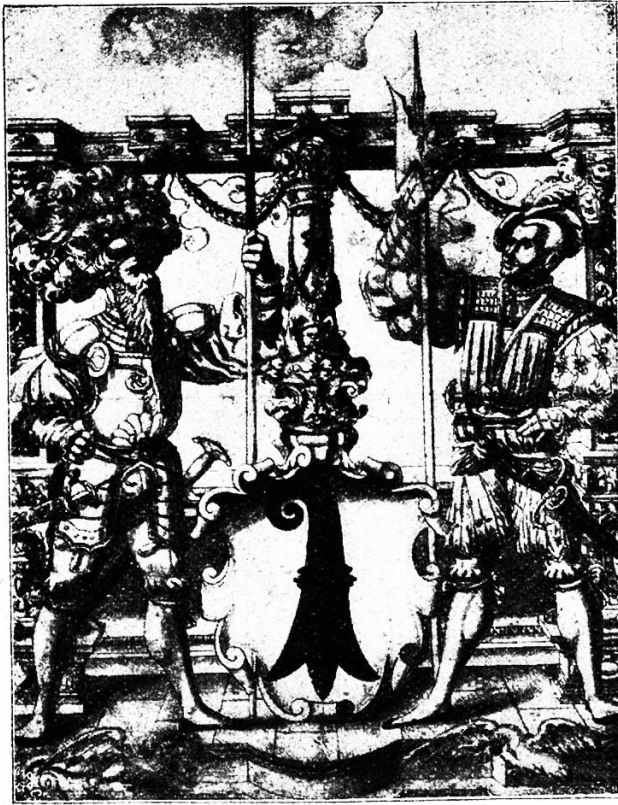
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

eine wunderbare Sammlung seiner Werke zu vereinigen. Der Bocklin-
saal im Museum mit der Jagd der Diana, dem Kentaurenkampf, der
Pietà, dem Gorgonenhaupt, dem köstlichen Selbstbildnis usw. bildet das
würdige Gegenstück zu den Sälen der alten Meister in der herrlichen Ga-
lerie. Und merkwürdig genug: dasselbe Museum beherbergt auch die
reichste Schöpfung des einzigen Schülers, den Bocklin je besaß: des allzu-
früh verstorbenen Sandreuters herrlichen Jungbrunnen.



Wappen von Basel. Zeichnung von Jakob Fläpp.

Tiefer Bergwinter.

In winterlicher Einsamkeit
Starrt Berg an Berg zum Himmel auf.
Kein Mensch, kein Vogel weit und breit,
Das stille Tal ist zugeschnitten.

Erschauernd hält das Leben an,
Eis hemmt der Bäche wilden Lauf,
Und lautlos fährt des Mondes Kahn
Zur Nacht die kalte Sternbahn.

Carl Seelig.

Geispenster.

Von Eva Erman.

Es war in dem vornehmen Rentnerstädtchen A. am Harz. Seit dem
Krieg war ich nicht mehr dort gewesen. Gemüthlich schlenderte ich durch
die bergigen, gartengrünen Straßen und freute mich an den vielen hübs-
chen Häusern und Häuschen.

Eins war mit roten Rosen überrankt. Bewundernd blieb ich stehen, als sich leise ein Fenster öffnete, eine Frauengestalt erschien. So durchsichtig bleich waren Hände und Gesicht, so unendlich still, wie erloschen der Blick, der sich in Fernen verlor, daß ich den Eindruck des Gespenstischen hatte. — Gespenster am helllichten Tage, in einer behaglichen Rentnerstadt? Welcher Unsinn! Da wurde mir Erklärung im Lauf meines weiteren Aufenthaltes in K. Ich sah noch mehr „Gespenster“, und dies aus der Nähe!

Als Besucher, als alter Ker Stammgast hatte ich Gelegenheit, in die Dornröschenstille einzelner Häuser und Gärten einzudringen. Hier in dem holzgeschnitzten Häuschen wohnt ein älteres Fräulein aus alter Kaufmannsfamilie. Eine lustige, stattliche Dame, in den 60ern mag sie jetzt sein, die sich stets das Haus voll von Verwandten und Bekannten einlud, wenn sie nicht auf Reisen war. Sie scheint abvermietet zu haben. Ein fremdes Türschild steht über dem ihren. Als ich klinge, öffnet mir ein blaßes Wesen mit müdem Blick, mustert mich ein paar Sekunden und bietet mir dann mit ausleuchtenden Augen freudigen Willkomm. Am Blick, an der Stimme erkenne ich erst wieder: das Fräulein. Wie der Schatten ihres Selbst, ihres fröhlichen, stattlichen Selbst steht sie vor mir — — „wie das Gespenst am Fenster mit den Rosen!“ durchfährt es mich. „Heiliger Himmel, was geht hier vor sich in den stillen, sonnigen Häusern! Welch' Verhängnis dringt in die grünen Gärten und macht aus Menschen Schatten und Gespenster?“ Das Fräulein, sie ist es wirklich, läßt mir keine Zeit zu weiteren Grübeleien. Ich werde hineingebeten, als gute Bekannte zum Essen aufgefordert. Zufällig, das Fräulein strahlt, hat sie auf Vorrat gekocht, für den nächsten Tag mit. Es wird reichen für zwei. Allerdings, das Fräulein errötet, wenn ich vorlieb nehmen mag — wenn ich die geringen Umstände verzeihen werde. Ich unterbreche und nehme dankend an. Das Fräulein bittet um ein Augenblickchen Geduld und verschwindet in die Küche, in das Schlafzimmer. Ich schaue mich im Wohnzimmer um. Alles ist noch wie früher. Die schönen Mahagonimöbel, die noch aus dem Elternhaus stammen, der alte Flügel, glänzen gut gepflegt; die unzähligen Reiseandenken aus Nord und Süd prangen, zärtlich abgestaubt. Von den Wänden schauen kostbare Ölbilder, alte Stiche. Zurückkehrend fängt das Fräulein meinen betrachtenden Blick auf, und als beantworte sie heimliche Gedanken, bricht sie in das Geständnis aus: „Das ist alles viel wert heutzutage, aber ich verkaufe nichts. Ich kann nicht verkaufen, was ich seit meiner Kindheit um mich habe.“ Und nun erfahre ich von Aufkäufern, die die Stadt durchziehen, Menschen mit schmutzigen Fingern und dicken Briestaschen, denen keine Tür zu still und vornehm ist, um hineinzudringen und das „Geschäft“ zu versuchen. Das Fräulein lenkt schnell auf ein anderes Thema über. Sie ist eine vornehme Dame und unterhält nicht gern mit ihren Sorgen. Wir treten auf ihren Balkon mit dem wunderschönen Blick auf die Stadt. „Unbezahlbar, nicht wahr?“ sagt sie stolz. „Ich könnte nicht wo anders leben!“ — Ich sehe im Geist den Aufkäufer, der bei diesen Worten mit langem Gesicht wieder abziehen muß, während das Fräulein Haus und Hausrat festhält, über Wasser hält, so hoch es auch steigen mag! Am tadellos gedeckten Tisch, Blumen, Silber, Kristall, nichts fehlt, haben wir dann zu

Mittag gegessen: — Graupen — in Wasser gekocht. Allerdings etwas Zucker, etwas Fett war daran (Dem Gast zu Ehren?). Zum Nachtsch: ein silbernes Schälchen voll köstlicher Gartenhimbeeren. Leider nur wenige. Die Mieter naschten so viel! Voll Unterhaltung, voll Frage ist das Fräulein, nippt nur zum Schein vom Essen. Ach Gott — ich glaube — die 2 Tages-Portion erschien ihr doch kleiner, als sie gedacht.

Sie brachte mich zum Abschied noch bis zur Gartentür, voller Freude: mich einmal wieder bei sich gehabt zu haben. Im starken Sonnenlicht sah ich erst, wie sehr sie Gespenst geworden.

Ein anderer Gang führte mich zu dem schon Jahre vor dem Krieg pensionierten General von B. Der alte Herr bewohnt einige Zimmer einer größeren Villa. Auch bei ihm erzählt die Einrichtung von guten Tagen, guter Familie. Auch er lebt jetzt ohne Bedienung, und an Markttagen sieht man ihn sein bißchen Lebensmittel für die Woche wie große Kostbarkeiten vorsichtig nach Hause tragen. Er kocht wieder ab — „wie in jungen Leutnantstagen“. Ich träfe ihn zu guter Stunde. Sein Rheumatismus plage ihn jetzt oft, seitdem er nicht mehr nach dem „verteuerten“ Nauheim gehe. Die Reise sei schon beinahe ein Quartalsgehalt, und 4. Klasse fahren — na — — ein wenig bequem sei man doch geworden. Die jetzige Parole laute ja allerdings: „4. Klasse die Erzellenzen, 3. Klasse die Intelligenzen, 2. Klasse die, die Mir und Mich verwechseln, 1. Klasse die, die Mein und Dein verwechseln!“ Ganz vergnügt ist der alte Herr. — Ein Soldat müsse sich in jede Lebenslage hineinfinden können. Und die preußische Sparsamkeit von vor 1870 sei eine gute Schule gewesen. Wer die durchgemacht habe, sei nicht so leicht umzubringen, soviel könne er den Feinden noch zeigen. — Ganz stolz ist er auf seine „militärischen Leistungen“: Stiefelputzen, Zeug bürsten, Kartoffel schälen, Holz hacken, Zimmer fegen usw. Ich ergänze heimlich: hungern. Um die Hinnengestalt schlottert das peinlichst sauber gebürstete Zivill, „das noch aus Friedenszeiten stammt.“ Und zwei wunderschöne Ringe, alte Erbstücke, gleiten und gleißen an den dünnen Fingern, als wollten sie deren Abgezehrtheit noch besonders betonen, erzählen mit ihrem Glanz die Geschichte vom glänzenden Elend.

Das Fräulein, das von seinen silbernen Löffeln lebt, ist meine nächste Gespensterbegegnung. Die alte Dame ist eine zufällige Reisebekanntschaft aus früheren Tagen. Sie besaß großen Reichtum in Rußland. Nun ist ihre Rente dort drüben im Chaos mit untergegangen. Da hilft nichts mehr. Es muß verkauft werden. Erst kamen die Möbel der kleinen A.-er Sommerwohnung, die sie sonst nur auf Wochen benutzte und in die sie sich seit Kriegsbeginn zurückzog. Das Dienstmädchen wurde entlassen. Die in Hausarbeit vollkommen unbewanderte Dame gab sich in Pension. Dann begann sie, Silberzeug zu verkaufen. Jetzt lebt sie von den letzten silbernen Löffeln in der Dachkammer eines Mietshauses und hat mit ihren 75 Jahren gelernt, auf dem Spirituskocher zu kochen, für sich selbst zu sorgen. Mit wahren Grausen sehe ich einer Kocherei zu. Die greisen zarten Hände zittern beim Einfüllen des Spiritus, beim Anzünden, Löschen. Ich bin zum Tee da, russischer Tee ist es noch, ihr Stolz — das letzte Gut aus guter Zeit! Während sie ihn bereitet, klagt mir die alte Dame ihr Leid über die unhöflichen Zimmernachbarinnen, Dienstmädchen

aus den unteren Stockwerken. Ach, ich kann es verstehen, daß die jungen, ungebildeten Dinger lachen, wenn das verhugelte Weiblein im Schlepprock erzählt, wie mir eben, — daß sie sich leider keine Masseuse mehr halten könne, wie in Wien und Paris. Gute Massage wirke vorzüglich kontervierend. — Für Aufschneidereien werden sie es halten, wenn die im Alter geschwätzig Gewordene ihnen vom elterlichen Schloß in Rußland erzählt, von den Autos und Equipagen, die angefahren kamen — —.

Genug der Geipenstergeschichten.

Sie überraschten mich in K. nur, weil ich vorher lange auf dem Lande gelebt hatte, unter wohl versehenen Selbstversorgern. In den Städten fand ich es dann aber überall so.

Seitdem die Rente aus den guten Zeiten her: fleißiger Väter Erbe, eigner Verdienst, uraltes Stammesvermögen — entwertet ist und schwere Steuern sie vollends zusammen drücken — —.

Gewiß ist Rentnerdasein unnützes Dasein und die Arbeitspflicht für Jedermann eine gerechte Sache. Und die Zeiten sind überall und für alle schwer. Aber als ein Wahrzeichen ihrer besonderen Schwere erscheint mir, daß alte, sehr alte Menschen umlernen müssen, wieder arbeiten müssen, hungern müssen. Und weil sie zu alt sind, um vollkommen zu brechen mit Vergangnem, Gewohntem, verkaufen sie nicht, oder nur „löffelweise“, bleiben wohnen und leben von dem, was bleibt. Mir scheint, als bezahlten diese Überflüssigen, Unnützen reichlich, überreichlich für die guten Tage, die sie genossen. Und sie bezahlen großartig wie alle Vornehmen, ohne Lärm; verhungern lieber als Heim und Erbe im Stich zu lassen, erhalten es dem Stamm durch ihr Darben.

Alte Herren, alte Damen, die zwischen alten, schönen Dingen und Erinnerungen leise hin und her wandern, wie Geipenster.

Dank.

Ich blüh in dir und was ich werde,
Bin ich durch dich.
Du bist die Erde
Und hältst mich warm und schüttest mich.
Umsonst ist mein Bemühn um Stärke,
Ich bin nur Licht von deinem Licht;
Du ruhst und lebst in meinem Werke,
Das ohne dich zu Staub zerbricht.

Carl Seelig.

Bücherchau.

„Die Ernte“, Schweizerisches Jahrbuch für 1922. Herausgegeben von der „Garbe“-Schriftleitung. Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel. In gediegenem Ganzleinwandband Fr. 5.—. — Da finden sich Namen wie Ernst Bahn, Huggenberger, Hesse, Lienert, Dominik Müller, Stiefelberger, Isabelle Kaiser, um die bekannteren zu nennen. Am belehrenden Teil haben unter anderem Dr. J. Gantner